

Jennifer Lehr

**Stranger 2905**

Originalausgabe

**EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig

## **EINBUCH** Belletristik Edition

copyright 2014 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig  
printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Welle

ISBN 978-3-942849-26-5

[www.einbuch-verlag.de](http://www.einbuch-verlag.de)

## Prolog

Ich glaube es war im Jahre 2025 n. Chr., als sich die Welt für alle verändert hat. Die Weltmächte USA, China und Teile Europas kämpften um den letzten Rest der verbliebenen Ölressourcen der Erde. Es wurde alles immer knapper. Es gab kaum noch saubere Luft zum Atmen, die Salzbergwerke waren vollgestopft mit Giftmüll, den unsere Welt aus unseren Augen schaffte. Frei nach dem Motto: *Was wir nicht sehen, hat uns nicht zu kümmern!* Als wären alle Probleme offene Rechnungen, die wir irgendwann nicht mehr öffnen, obwohl wir innerlich doch wissen, dass es dadurch nur noch schlimmer wird. Wir waren schleichend dabei unsere Welt zu zerstören, aber anstatt etwas dagegen zu unternehmen, ließen wir Wirtschaft und Industrie unsere Welt beherrschen. Jeder versuchte, noch etwas vom kleiner werdenden Kuchen abzuschneiden – und das mit allen Mitteln.

Wo die Diplomatie nicht mehr weiterhalf, sprachen Waffen. Tausende von Soldaten fanden den Tod in fernen Ländern oder kämpften im Namen ihrer Regierungen. Heuchlerisch, wie diese waren, hielten sie Gedenktage für die Gefallenen ab, sendeten aber im gleichen Atemzug noch mehr Männer und Frauen aus, um sie in ihren Kriegen kämpfen zu lassen. Die Nationen hatten es plötzlich nicht mehr nur mit anderen Wettstreitern zu tun, sondern auch mit ihrer eigenen Bevölkerung, die begann sich aufzulehnen.

Mein Lehrer sagte zu uns, dass wir es uns wie einen sommerlichen Tag vorstellen müssten, der warm sei und wir uns wohlfühlen würden. Und obwohl man schon den Regen riechen könne, ignoriere man den anrollenden Sturm, weil er verkleidet daherkomme und der blaue Himmel uns blende.

Genauso muss es für sie gewesen sein, als sich plötzlich alles verändert hat. Geblendet vom vorherigen Leben, ahnten sie es schon, aber ignorierten die trügerische Stimmung. Denn Amerika und Europa arbeiteten an einem gemeinsamen Projekt. Man wollte verhindern, dass so viele Soldaten ihr Leben opfern müssten, um den Kampf um Öl, Land und Macht zu gewinnen und machte sich darum an deren Natur zu schaffen.

Dr. Jeffrey Baldhauser, ein amerikanischer Wissenschaftler mit deutschen Wurzeln, arbeitete daran, ein Serum zu entwickeln, welches Soldaten widerstandsfähiger und stärker machen sollte. Eine einfache Kugel sollte sie nicht mehr töten können und ihre gesamte Körperkraft sollte noch gesteigert werden. Knochen sollten dichter werden, die Heilungsrate nach Verwundungen wäre übernatürlich hoch. Und angetrieben von diesem Ziel, forschte er, ohne sich an Gesetze halten zu müssen. Seine Forschung lief im Geheimen ab und niemand ahnte etwas davon, bis ihm sein Werk gelang.

Jedoch anders als vermutet oder geplant. Nach unzähligen Fehlversuchen und etlichen neuen Anfängen hielt er das Virus in den Händen, das alles verändern sollte.

Er begann zunächst damit an einer Testperson zu experimentieren, die diesen sich schnell reproduzierenden Virus injiziert bekam. Dieser erste Proband sprach zunächst gut darauf an und sein Körper veränderte sich sehr schnell. Kugeln durchdrangen den Körper, aber töteten ihn nicht mehr. Er war schneller, stärker und konnte Angreifer viel früher hören, als es ein normaler Mensch je gekonnt hätte.

Begeistert von seinem Werk, ungeduldig und naiv ließ Dr. Baldhauser den Virus umgebend verteilen und nun tausendfach injizieren. Der Ausbreitungsgrad war geradezu rasant und das Virus schien den Kampf zu entscheiden.

Doch dann geschah es. Nach einigen Tagen veränderten sich die infizierten Soldaten. Sie waren nicht länger die Supersoldaten, die sie eigentlich sein sollten. Ihre Augen wurden gänzlich blau, ihre Haare wuchsen weiß nach und ihre Haut wurde gräulich. Ihnen wuchs ein zweites Gebiss, dem eines Haies nicht unähnlich, welches sie nach Belieben ausstellen oder verstecken konnten. Normale Nahrung konnten sie nun nicht mehr zu sich nehmen oder erbrechen sie wieder, sobald sie es nur versuchten. Es muss schrecklich für sie gewesen sein. Sie wurden zusehens zu Unmenschen. Nach einigen Tagen fielen sie zuerst über ihre nicht infizierten Kameraden her und fraßen die auf. Sie nährten sich an deren Blut und Fleisch, bis nichts mehr von ihnen übrig war. Sie verloren jedwede Kontrolle über sich, wenn sie hungrig waren, und niemand konnte rechtzeitig reagieren. Von Hass angetrieben, über das was man aus ihnen gemacht hatte, überfielen sie die

Länder und Städte und sahen sich als neue Herrenrasse. Wir gaben ihnen den Namen Stranger, denn genau das waren sie für uns. Fremde. Keine Menschen mehr.

Dr. Baldhauser wurde zum ersten von ihnen ausgewählten Opfer und geradezu bis auf die Knochen abgenagt in seinem Büro in Washington aufgefunden. Es war der Anfang vom Ende der uns bekannten Welt. Amerika wurde praktisch über Nacht von ihnen ausgerottet. Verzweifelt versuchten die Menschen mit Atomsprenköpfen die Gefahr einzudämmen, aber vernichteten damit nur die eigene Bevölkerung und zerstörten ihr Land vollständig.

Afrika fiel als nächstes. Dort, wo die Stranger marodierten gab es kein Entkommen mehr und die wenigen Menschen, die sich retten konnten, flohen nach Europa oder Asien. Millionen weitere Soldaten wurden infiziert. Australien, Südamerika, alles wurde von ihnen überrannt und die Bevölkerung der Erde schrumpfte unaufhörlich. Von einst fast acht Milliarden Menschen blieben nur knapp zwei Milliarden übrig – zumindest war dies die Schätzung der obersten Herren.

2028 n. Chr. wurde es dann offiziell. Die aus dem Rest neu erschaffene Welt trug den nicht ganz neuen Namen Eurasien, mit der westlichen Hauptstadt Paris und Honkong als der im Osten, und war die letzte Bastion gegen die Stranger.

Eurasien erschuf eine neuartige Armee, die Stranger Defence Unit, kurz SDU. Es ist die letzte auch heute noch existierende Armee. Eine Armee aus Männern und Frauen, die sich dem Kampf gegen die Stranger verschrieben haben. Soldaten wie ich, Elizabeth Bontoja.



## Kapitel 1

### Rettungsmission Alpha 3

2045 n. Chr.

Granaten flogen und es war schrecklich laut. Das Klimplern der Gewehrkugeln, die zu Boden fielen, lenkten mich davon ab, dass meine Mutter laut nach mir rief. Ich erinnere mich. Sie lief vor, aber drehte sich immer wieder zu mir um, als die SDU uns wegbrachte. Überall waren Soldaten, Männer und Frauen, bewaffnet mit den unterschiedlichsten Waffen und Granaten. Ihre Funkgeräte glühten förmlich und durch sie konnte man es zusätzlich noch schießen hören.

„Liz, mein Schatz, hier rüber!“ schrie meine Mutter und ich versuchte mit meinen kleinen Füßen, ihr zu folgen.

Immer wieder rissen uns die Soldaten auseinander und ich verlor meine Familie aus den Augen. Orientierungslos sah ich mich um, als ein lauter Rums durch die Luft ging und eine fürchterlich heiße Welle mich traf. Eine Granate war zu früh losgegangen und der laute Knall betäubte meine Ohren. Von der Wucht der Explosion getroffen, flog ich in das nächste Gebäude, direkt durch das gläserne Schaufenster von Mr. Salvatores Geschäft. Er verkaufte einst schöne Kleider, aber jetzt stand dort nicht einmal mehr eine einzige Schaufensterpuppe. Die Räume waren alle leer und die großen Fenster wurden mit Zeitungen beklebt, so als hätte sie das vor den Granatensplintern geschützt.

Als ich zu mir kam, stand ein großer Mann vor mir, der sich zu mir hinunter beugte. Nur schemenhaft und in Begleitung eines ohrenbetäubenden Piepens konnte ich ihn verstehen.

„Captain, hier ist ein Mädchen, sieben oder acht Jahre alt. Sie ist schwer verletzt, ich glaube, sie schafft es nicht“, sprach der Soldat betrübt durch das Funkgerät an seiner Schulter und sah mich mitleidig an.

Die Splitter der Granate hatten mich am Rücken erwischt und schwer verbrannt, aber ich spürte nichts. Ich war so erschrocken, dass mein Körper das völlig ausblendete und ich nur immer weiter den Soldat vor mir anstarrte. Ich konnte nur noch seine Stimme hören, gefolgt von diesem schrecklichen Piepen, welches von der Granate verursacht worden war.

„Lasst sie liegen und kehrt zum Einsatzstützpunkt zurück. Der Helikopter ist in zehn Minuten da. Zone 17 wird aufgeben!“, befahl ihm eine männliche Stimme durch das Funkgerät und der Soldat sah mich an.

Kurz schien er zu überlegen, lief aber weiter und ich ließ meinen Kopf auf den harten Plattenboden sinken, da ich mich schon auf den Tod vorbereitete. Ich war verletzt, alle flüchteten und so viele gingen mir schon voran. Ich hörte die Stimme meiner Mutter nicht mehr und begann leise zu weinen. Der Schmerz kämpfte sich langsam zu meinem Verstand hindurch, und obwohl ich erst neun war, begriff ich schnell, dass mein Ende gekommen war.

„Scheiße ...“, fluchte es plötzlich neben mir und der Soldat kehrte doch um.

Er hob mich hoch und lief zu seinen Kameraden zurück.

„Thompson, was soll das? Es hieß du sollst sie liegen lassen. Sie behindert uns nur“, hörte ich einen weiteren Soldaten sagen.

„Sie ist noch ein Kind!“, schrie der junge Soldat, der jetzt einen Namen hatte, und trug mich aus dem Gebäude in dem der Kampf weiter anhielt.

„Wie heißt du Kleine?“, fragte er mich, während mein Blut an seiner tarnfarbenen Uniform hinunter lief.

„Es tut so weh“, wimmerte ich und konnte plötzlich nicht mehr klar denken.

Die braunen Augen des Soldaten sahen zu mir und er holte mit seiner rechten Hand eine Spritze aus seiner Tasche. Mit seinen weißen Zähnen zog er die Schutzkappe ab und strich mein braunes Haar aus meinen Nacken. Er stach sie mir direkt in den Hals, aber ich spürte den Stich nicht einmal wirklich, da mein ganzer Körper begann zu schmerzen.

„Das wird deine Schmerzen lindern, zumindest für den Moment“, beruhigte er mich.

Er setzte mich aufrecht und hielt meinen Rücken mit seinem linken Arm fest und band meine Beine an seinen Oberschenkel, damit er mich nicht verlieren würde. Mit dieser Methode konnte er immer noch schießen und die Umgebung beobachten und musste mich nicht mit beiden Händen tragen.

„Wie heißt du?“, fragte er mich erneut, als er mit seiner Einsatztruppe das Gebiet durchstreifte.



„Liz,... Lizzie“, stöhnte ich und spürte jeden Schritt, den er machte.

„Lizzie? Okay Lizzie, wir werden jetzt etwas rennen müssen. Meinst du das geht?“

„Aber ich laufe doch gar nicht“, antwortete ich verwirrt auf seine Worte, da ich an ihn angebunden war.

„Schlaues Mädchen, aber ich werde rennen müssen und die Bewegung könnte dir wieder etwas weh tun“, sagte er sanft und rannte in ein Nachbargebäude, quer über die Straße.

In der Umgebung wurde es wieder lauter und die Soldaten schrien wild durcheinander. In Häusern gingen Sprengsätze hoch. Steine und Staub nebelten uns immer wieder ein, aber alles was ich hörte, war der Herzschlag von Soldat Thompson. Einmal schneller und dann wieder ruhiger. Zwischen drin schoss er ein paar Mal und lud sein Gewehr nach. Aus dem Augenwinkel konnte ich seine langen schwarzen Wimpern sehen und wie schnell und bedacht sich seine Augen bewegten.

„Thompson, der Retter von Witwen und Waisen“, sagte plötzlich eine junge Soldatin neben uns lachend, klopfte ihm auf die Schulter, wobei er ihr Lachen erwiderte.

„Gib es zu Cornelli, das macht mich nur um so anziehender für dich“, antwortete der Mann, der mich trug, und selbst ich verstand diese Anspielung schon.

Wieder verließen wir ein Gebäude und rannten durch einen Kugelhagel. Cornelli sicherte Thompson den Weg, soviel konnte ich mit meinen müden Augen sehen und auch die Stranger sah ich. Dunkle Gestalten eingehüllt in schwarze Anzüge. Die roten Augen, Sensoren ihrer Schutzhelme, sahen direkt zu uns, und wenn ich hätte laufen können, ich wäre erstarrt. Ihre Waffen waren ähnlich den unseren, aber sie versuchten, so wenige Menschen wie nötig damit zu töten, vielmehr rissen sie sie lebendig auseinander und tranken deren Blut, während sie meine Heimat überrannten.

„Diese Schweine wollen einfach nicht sterben“, schrie Cornelli, während sie den Rückzug weiter sicherte.

Vier weitere Soldaten halfen ihr dabei.

Plötzlich spürte ich einen Widerstand und einen kräftigen Windzug. Der versprochene Helikopter landete etwas entfernt von uns und Thompsons Herzschlag wurde wieder ruhiger.

„Da ist er“, flüsterte er mir zu und ich versuchte, meinen Kopf zu drehen.

„Meine Mama ...“, wimmerte ich in einem leisen Ton, und Thompson sah auf mich hinunter.

„Keine Sorge, die wird mit einem anderen geflogen sein“, antwortete er, obwohl er wusste, dass es keinen anderen gab.

Thompson drehte sich zu den anderen um und winkte sie herbei.

„Schluss für heute, Leute. Machen wir, dass wir aus diesem Höllenloch rauskommen“, schrie er Cornelli zu, die in den von den Granaten aufgewirbelten Staub starrte.

Plötzlich traten über zwanzig Stranger aus diesem Nebel und visierten mit ihren roten Lasern die Soldaten an.

„Scheiße, weg hier!“, schrie Cornelli und rannte an Thompson und mir vorbei.

Es kam mir vor wie in Zeitlupe, dass sie meinen Körper anvisierten und Thompson meinen Kopf schützend hielt und seine Waffe dabei fallen lassen musste. Er kehrte den Stranger den Rücken und sah mich bloß an. Fünfmal hörte ich einen Knall und die Augen von Thompson starrten seltsam ins Leere. Ich spürte, wie die Kugeln in ihn eindringen und eine fand ihren Weg bis zu mir. Sie kam durch seinen Bauch und blieb in meinem stecken.

Er hustete und starrte mich weiter an. Trotz dessen, dass ihn fünf Kugeln getroffen hatten, rannte er mit mir noch einige Schritte und fiel dann auf mich. Er rollte sich zur Seite und schrie nach Cornelli.

Die junge Frau drehte sich kurz vor dem Helikopter noch einmal um und sie rannte zurück zu uns.

Bis sie bei uns war, waren Thompsons Augen seltsam glasig geworden und ich konnte seinen Herzschlag nicht mehr hören. Blitzschnell schnitt mich Cornelli los und zog mich unter Thompson hervor.

„Was machst du da? Wir müssen los!“, schrie der Pilot und Cornelli hob mich hoch und drückte mich an sich.

„Thompson soll nicht umsonst gestorben sein!“, antwortete sie und rannte zurück zum Helikopter.

Sie warf mich hinein und sprang unter Beschuss hinterher. Ich lag seitlich in dem rettenden Helikopter und konnte Thompson immer noch dort liegen sehen. Einen jungen Soldaten, dem ich

alles zu verdanken hatte. Er starb, damit ich leben konnte, und ich konnte ihm nicht einmal mehr danken. Ich hob meinen Kopf, damit ich ihn nicht gleich aus den Augen verlieren würde und plötzlich sah ich, wie er sich vollständig auf den Rücken drehte.

„Er lebt noch“, flüsterte ich mit der wenigen Stimme, die mir noch zur Verfügung stand.

Aber niemand hörte mir zu. Die Soldaten tauschten seltsame Namen und Nummern aus, als wir uns erhoben und ich wollte verhindern, dass sie ihn einfach zurückließen.

„Er lebt noch!“, schrie ich plötzlich, aber Cornelli schüttelte nur mit ihren Kopf und die Tür des Helikopters schloss sich.

Sie ließen ihn zurück und besiegelten damit sein Schicksal.

Eine letzte Granate wurde gezündet, wenige Sekunden nachdem wir in der Luft waren, und jedem war klar, dass Thompson noch einige Stranger mit sich nehmen wollte, bis sein letzter Atemzug getan war.

Wieder begann ich zu weinen und verlor kurz darauf mein Bewusstsein.

Ich erwachte erst wieder auf der Krankenstation von Barcelona. Sie hatten mich gleich operiert und die Kugel aus meinem Bauch entfernt. Neben mir lagen unzählige Soldaten und einige Zivilisten. Aber der Soldat, der es verdient hätte neben mir zu liegen, war nicht darunter.

Mein Name tauchte unter dem Bericht Rettungsmission Alpha 3 auf und diese Bezeichnung sucht mich noch immer Nacht für Nacht heim. Seine Augen verfolgen mich und sein Herzschlag bleibt mir ewig im Gedächtnis.

Meine Verbrennungen verheilten gut, aber die Einschusswunde, links von meinem Bauchnabel, blieb sichtbar. Getrieben und beeindruckt von Thompson, trat ich der SDU bei, als ich alt genug dafür war. Meine Mutter, meine Schwester oder meinen Vater sah ich nie wieder und auch ihre Gesichter existieren nur noch in meiner Erinnerung. Genauso wie das seine.

Nachdem ich das eurasisch geförderte Waisenhaus verlassen hatte, widmete ich mich der Forschung und der weiterführenden Kampfausbildung zu einem SDU-Specialist. Diesen Einheiten wurde es gestattet auch mit den Stranger direkt in Kontakt zu

treten und ich wollte diesen Kreaturen in die Augen sehen, die alle meine Verwandten und meinen Retter auf dem Gewissen hatten.

Nach fünfzehn Jahren war ich da, wo ich sein wollte. Ein SDU-S und ich hatte mir einen Namen gemacht. Ich wollte nicht, dass Thompson umsonst gestorben war und stolz auf mich sein konnte.

## Kapitel 2 Stranger 2905

Gegenwart, 2060 n. Chr.:

Der Wecker ertönt und reißt mich aus meinen Alpträumen. Der gleiche Albtraum, der mich jede Nacht heimsucht. Nie sehe ich etwas anderes im Schlaf. Immer bloß den Tag meiner Rettung und gleichzeitig meines Todes. Denn ohne Familie und Verwandte musste ich mich neu erfinden.

Im Radio laufen alte Lieder aus friedlicheren Zeiten, und wie jeden Morgen, stelle ich erst die Kaffeemaschine an. Das Gluckern beruhigt mich allmählich wieder und ich schwanke in mein winziges Bad. Wie immer trete ich unter die Dusche und wasche die Nacht hinauf. Der Angstschweiß gehört schon dazu wie die tägliche Tasse Kaffee und die Zeitung, die Cornelli mir vor meine Barackentür legt.

Meine Retterin von einst ist mittlerweile meine Vorgesetzte und wie eine Ersatzmutter geworden, auch wenn sie es nicht immer zeigt. Sie war die Einzige, die mich im Waisenhaus besuchte und mir einen Weg wies.

Müde und gestresst werfe ich mich schnell in meine grüne Uniform und binde mir meine langen Haare nach oben, ehe ich meine Baracke verlasse, und laufe wie jeden Morgen über den großen Platz des Stützpunktes von Paris. Eins, zwei, drei Stufen springe ich hinauf und bin schon im Einsatzzimmer. Noch mit meinem Brot im Mund und der Tasse Kaffee in der Hand, setze ich mich hin und folge Cornelli mit meinen Augen.

„Bontoja, muss das jeden Morgen sein? Das ist das Einsatzzimmer und nicht deine Küche“, schimpft sie und wirft meine Füße vom Tisch.

„Sorry Chefin, aber ich war spät dran.“ Eigentlich genauso spät wie jeden Morgen, denke ich und lache in mich hinein, während mein Blick zur Tafel schweift, an der die nächste Einsatzplanung prangert.

„Die Stranger sind bis Barcelona durchgebrochen und wir riegeln die gesamten Pyrenäen ab. Andorra ist dort unser Hauptlager. Dort werden unsere Einheiten die dortigen unterstützen“,

erzählt Cornelli in einem ernsten Ton und schlägt mit dem Zeigestock auf die entsprechenden Punkte.

„Na dann haben wir doch unser Ziel“, antworte ich und werfe meine Füße wieder auf den Tisch zurück und beiße genüsslich in mein Frühstücksbrot.

„Du nicht, Bontoja“, sagt sie plötzlich und schlägt mit ihrem Stock dreimal gegen meine Armeestiefel.

„Wie bitte?“, nuschle ich, noch mit meinem Brot im Mund.

„Tut mir leid, dich habe ich woanders eingeteilt“, erklärt sie mir völlig trocken und ich werfe selbst meine Füße vom Tisch und beuge mich samt Stuhl vor.

„Aber warum?“, nuschle ich weiter und sie sieht mich ernst an.

Schnell schlucke ich das Brot hinunter und wiederhole meine Frage.

„Weil dein Können woanders gebraucht wird“, flüchtet sie sich in Ausreden und entlässt die anderen Soldaten, meine Kameraden.

„Das ist doch Schwachsinn!“, beschwere ich mich lautstark und stelle mich vor sie.

Ihre schwarzen lockigen Haare sind zu einem strengen Zopf gebunden, den sie sich wieder richtet, und sie setzt sich hinter ihr Pult.

„So? Meinst du?“

„Natürlich. Ich will dabei sein, wenn sie kommen!“

„Genau deshalb lasse ich dich nicht mit. Es geht um deine Heimat und du kannst unmöglich objektiv bleiben“, sagt sie und starrt mich mit ihren fast schwarzen Augen hinter ihrer Brille an.

„Das ist doch scheiße“, brülle ich und werfe aus Versehen meine Kaffeetasse vom Tisch.

„Anscheinend nicht“, antwortet sie und steht wieder auf und wirft mir eine Akte zu.

„Stranger 2905 braucht Geleitschutz. Er muss vom Beta-Lager, hier in Paris, zu Dr. Dorenjic nach Hongkong geschafft werden und das möglichst in einem Stück. Das wird deine Aufgabe sein.“

„Bitte was? Ich soll den Babysitter für einen Stranger spielen? Du lässt mich nicht in meine Heimat, weil ich da nicht objektiv sein kann, aber du lässt mich einen Stranger beschützen? Sag mal bist du irre? Da kannst du auch gleich selbst den roten Knopf an seinem Halsband drücken.“

Oh, das habe ich vergessen zu erwähnen: die Stranger, die sich in Eurasien befinden und uns zu medizinischen Zwecken zur Verfügung stehen, tragen spezielle Halsbänder. Sie sind ausgestattet mit etwas C4, den wir mit einem Knopfdruck zünden können, sollten sie sich daneben benehmen und sich an uns nähren wollen. Diese so genannten Überläufer dürfen sich relativ frei bewegen, nur bewacht von einer ihnen zugeteilten Einheit unserer Armee.

Zu so einer Einheit will mich Cornelli nun machen und das versuche ich zu verhindern, da dieser Knopf schnell gedrückt wird, sollte er mir in die Hand gegeben werden.

„Genau deshalb. Ich kann keinen Soldaten gebrauchen, der zögern würde. Aber noch ist er wichtig. Ihm darf nichts geschehen, Bontoja. Sorge dafür und enttäusche mich nicht!“, sagt sie und verlässt das Zimmer.

Mürrisch und mit mieser Stimmung, greife ich nach der Akte und klemme sie mir unter den Arm. Die zerbrochene Tasse sammle ich noch schnell auf und laufe zurück zu meiner Baracke, wo mich Jefferson schon abfängt.

„Oh, hat unsere Lieblingssoldatin wieder einen extra Auftrag abgesehen“, sagt er und ich drücke ihm die Akte entgegen.

„Auftrag? Eher ein Himmelfahrtkommando“, antworte ich ihm und binde meinen Stiefel zu.

„Was darfst du denn machen?“, fragt er mich und wirft einen Blick in die Akte. „Nein. Du musst Sitter spielen? Ach wie schade und ich dachte, es wäre etwas Schwieriges.“

„Das wird nicht schwierig für mich, aber für den Stranger, wenn er auch nur einmal falsch mit seiner bleichen Wimper zuckt“, antworte ich lachend und marschiere zurück zu meiner Baracke.

Ich will die anderen nicht warten lassen und mich so weit es geht vorbereiten. Meine Mission missfällt mir zwar, aber ich kann mich den Befehlen nicht widersetzen.

Jefferson folgt mir mit seinem Scharfschützengewehr, einer Bushmaster und versperrt mir den Weg.

„Sag mal, Bontoja. Es könnte sein, dass wir nicht zurückkehren. Hättest du nicht Interesse an einer letzten Nacht mit deinem Barackennachbarn?“, fragt er mich scherzhaft daher, und ich kann mir ein Lächeln nicht verkneifen.

„Jefferson, du weißt doch. Gerne würde ich das machen. Aber danach müsste ich dich leider umbringen, wie jeden der mich nackt sieht.“

Jefferson sieht mich mit seinem frechen Grinsen an und diese überaus markanten Grübchen bilden sich an seinen Wangen, in die man am liebsten einfach nur reinkneifen möchte.

„Lust auf einen Kaffee?“, frage ich ihn und er nickt wortlos.

Er hat recht. Es könnte wirklich das letzte Mal sein, dass wir zusammensitzen können. Wir kämpfen einen ewigen Kampf und sehen oft Gesichter nie wieder. Was uns froh stimmt, denn wenn wir sie wiedersehen würden, wären sie nicht mehr die Menschen, die wir einst kannten. Was natürlich kein Grund wäre, mit ihm in die Kiste zu springen, aber ein Kaffee sollte schon drin sein.

Wieder einmal mit der Ordnung an meinen Schlüsselbund völlig überfordert, suche ich meinen Barackenschlüssel und wirke leicht nervös auf Jefferson, der sich locker durch seine frisierten blonden Haare fährt.

„Na Bontoja? Mache ich dich schon nervös?“, spottet er und lehnt sich neben mich an die Wand.

„Dass diese Drecksdinge auch alle gleich aussehen müssen. Im Notfall wären wir schon tot“, flüstere ich wütend.

„Das mag sein. Aber es gibt da auch so lustige bunte Kappen für Schlüssel, das wäre eine Möglichkeit, diese Drecksdinge auseinanderzuhalten“, belehrt er mich und kassiert dafür einige verachtende Blicke.

Endlich den richtigen gefunden, öffne ich die Tür zu meiner Unterkunft. Dabei muss ich einige Kleidungsstücke wegschieben und Jefferson betritt mein persönliches Chaos. Bei all meinen Aufträgen und Missionen kommt die Ordnung eindeutig zu kurz, und wenn ich ehrlich bin, mich stört es nicht.

„Ach du Schande, Bontoja. Du bist ja noch chaotischer als deine Schlüssel“, stößt er erschrocken aus und ich kämpfe mich zu meiner kleinen Küche durch.

„Ignoriere das einfach. Mein Chaos stört sich ja auch nicht an dir“, antworte ich und schmeiße die Scherben meiner Tasse weg.

Zwei Neue lächeln mich schon aus dem Regal an und ich schenke Jefferson eine Tasse ein.



„Du hast das mit dem Kaffee also ernst gemeint?“, fragt er mich verdutzt, und ich schlage ihm scherzhaft gegen seine Schulter.

„Was dachtest du denn? Dass ich mich wild mit dir durch das Zimmer werfe, zwischen alten Toasts und einer Flasche Whisky?“

Jefferson und ich waren schon auf etlichen Missionen, aber noch nie war er in meiner Baracke gewesen oder ich in seiner. Es ist das wenige Private, das wir Soldaten haben und seltsamerweise teilen wir das nur ungern.

„Was glaubst du will der Arzt mit dem Stranger?“, fragt er mich und nippt an seinem heißen Kaffee und setzt sich auf den Barhocker vor meinen Küchentresen.

„Keine Ahnung, aber ich hoffe, es tut selbst ihm weh.“

„Du hasst sie wirklich, oder?“, fragt Jefferson mich im Vertrauen, und alles was ich kann ist nicken.

„Gut, dann haben wir schon mal eines gemeinsam“, antwortet er und nimmt einen großen Schluck aus der Tasse.

„Wer weiß, vielleicht tut mir der Doktor den Gefallen und ich darf ihm die Haut vom Körper schälen.“

„Das glaub ich nicht, aber wäre eine tolle Idee“, antwortet Jefferson lachend und hat wieder diese süßen Grübchen im Gesicht.

„Tja, soviel Glück habe ich wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlicher ist eher, dass ich ihn noch bedienen muss, damit ihm kein anderer ans Leder kann“, antworte ich lehne mich an meine Arbeitsplatte.

„Wie auch immer, Mission ist Mission. Sei froh, dass du nicht mit nach Andorra musst. Dort wird es wesentlich ungemütlicher.“

„Ich habe aber kein Interesse an Alleingängen. Ich komme mir vor, als würden für mich Extragesetze geschmiedet und das will ich nicht.“

„Nimm es hin. Du bist allein mit einem Stranger. Zu beneiden ist das auch nicht“, beruhigt er mich und stellt seine Kaffeetasse ab.

Er macht sich für seinen Aufbruch bereit und wirft sich sein Gewehr um.

„Sei vorsichtig, Bontoja“, sagt er und lächelt mich noch einmal an.

„Liz“, antworte ich, da es mir nach all der Zeit nichts ausmachen würde, wenn er mich beim Vornamen nennt.

„Daniel“, verrät er mir und läuft durch die Tür.

Leise verschließt er sie und ich erwische mich dabei, wie auch ich lächle. Aber mir bleibt keine Zeit in Schwärmerei zu verfallen. Ich muss schnell los und meine Sachen packen. Heute Nacht werde ich im Flieger sitzen und nach Hongkong fliegen und das ausgerechnet mit einem Überläufer. Die Tasche quillt fast über, aber immer noch finde ich eine Ecke, wo etwas dazwischen passt.

Der MP3-Player spielt meine alten Lieblingslieder.

Meinen Hang zu alten Sachen habe ich, seitdem ich klein war, und immer noch sammelt sich in meiner Baracke alles an, was irgendwann mal modern gewesen war. Ich spiele Geige, die ebenso eine tödliche Waffe sein kann. So dienen die Saiten an meiner auch als Würgeseile und der Bogen hat eine metallene Spitze, die in einem Auge schmerzhaft sein könnte.

Und etliche andere Angewohnheiten, die mich fast wie eine alte Frau wirken lassen.

Geige im Koffer, Gewehr und Pistole geladen, und ab geht die Reise nach Hongkong.

Ich steige in das eigens für mich abgestellte Elektroauto, ein Cabriolet, und fahre zum Beta-Lager. Es befindet sich außerhalb von Paris und ist nicht schwer zu erkennen. Es gleicht mehr einem Gefängnis, als einem normalen Lager und nur autorisiertem Personal oder der SDU-S ist der Zutritt erlaubt.

Der Soldat am Tor öffnet mir die Schranke und ich fahre in die Tiefgarage. Dort nimmt mich Captain Livial schon in Empfang. Er überreicht mir direkt einen Koffer und versorgt mich mit allen nötigen Informationen, die doch sehr dürftig sind. In dem Koffer befindet sich eine genaue Akte über Stranger 2905 und einen Fernzünder, der es mir erlaubt, das Päckchen C4 an dem Halsband des Stranger zu zünden, falls er sich falsch verhält oder mich gar angreift.

Drei Schleusen öffnen sich und der Soldat lotst mich in Richtung von Untersuchungszimmer 4.

„Was dagegen, wenn ich den Knopf gleich drücke?“, frage ich ihn mit einem schmutzigen Grinsen, und er verdreht die Augen.

„Noch so eine Komikerin. Da werden Sie sich freuen, der Stranger ist auch ein eher lustiger Zeitgenosse“, antwortet er sarkastisch.

„Ja und bei einem schlechten Witz zünde ich das Päckchen C4 an seinem Hals und jage seinen Schädel ins Himmelreich.“

„Das wäre dann wohl die Schlusspointe“, antwortet Lival und ich fange an zu lachen.

„Selbst lustig, was?“

„Aber etwas anderes. Der Stranger steht wie jeder andere, der sich freiwillig zu Versuchszwecken meldet, unter dem Schutz von Eurasien. Sie haben ihn zu schützen, nicht zu töten. Es sei denn, er lässt Ihnen keine andere Wahl.“

„Das habe ich schon verstanden. Wo ist er?“

„Gleich hinter dieser Tür. Er wird noch mit Blutplasma versorgt und dann können sie los. Er bekommt noch sechs weitere Spritzen für den Weg. Sehen Sie zu, dass sie in keine Schwierigkeiten hineingeraten oder sich die Reise verzögert. Hungernd könnte er zur Gefahr werden, egal wie freundlich und nett er davor war.“

„Sechs Spritzen, keine Verzögerung und heil das Päckchen abliefern, verstanden Captain“, antworte ich und salutiere wie gelernt.

Lival verlässt mich und sieht mich dabei noch einmal mahnend an.

Ich öffne vorsichtig die Tür, ohne anzuklopfen. Für was braucht auch eine Kreatur wie er schon Privatsphäre?

An einem Monitor angeschlossen sitzt der Stranger da. Einen Kapuzenpullover trägt er und eine Sonnenbrille. Die blaue Jeans ist verwaschen und seine weißen Sneaker sind neu, soviel ist zu erkennen. Mit dieser Kleidung sieht er fast aus wie ein normaler Mensch, außer, dass seine silbergrauen Haare unter der Kapuze durchblitzen. Sein Hautton wirkt auch recht ungesund, aber als Vampir für Arme kann er sich das wohl kaum aussuchen.

„Du bist 2905?“, frage ich seltsamerweise, obwohl ich die Antwort eigentlich kenne.

Aber wie fängt man schon ein Gespräch mit einem Stranger an?

Er kreist seine Schulter und seinen Arm, in der die Injektionsnadel steckt, und richtet seine Augen auf mich. Zumindest denke ich, dass er das macht. Die Sonnenbrille starrt zumindest zu mir.

„Eine Frau“, sagt er, und eigentlich klingt es mehr wie ein verdutztes Raunen oder Knurren.

„Ein Problem damit? Für dich sabberndes Nachtschattengewächs wird es reichen müssen“, entgegne ich ihm und sehe nach der Infusion.

Sie ist fast durchgelaufen und es kann nur noch einige Minuten dauern. Ungeduldig setze ich mich in sicherer Entfernung auf einen Stuhl und starre durch die Gegend und die Sonnenbrille folgt mir.

„Kannst du vielleicht woanders hinstarren, du Trockentomate?“, fahre ich ihn wieder an, da mir allein die Sonnenbrille einen Schauer über den Rücken jagt.

„Du überspielst mit Humor deine eigene Unsicherheit“, durchschaut er meine Bemerkung.

„Ach ja? Ich schnüre dir gleich deine Plasmazufuhr ab, wenn du versuchst, mich zu analysieren.“

„Dazu müsstest du dich aber nähern“, erwidert er und grinst unverschämt arrogant.

Ich allerdings klopfe nur siegessicher auf den Koffer, indem sich sein Zünder befindet, und er wendet sein Gesicht von mir ab. Neugierig öffne ich den Koffer, denn ich habe noch Zeit bis Mister Plasmasauger fertig ist mit seinem Mittagessen. Ich lenke mich mit seiner Akte ab, in der allerdings wie vermutet kaum Informationen stehen.

„Chris heißt du also. Infektionsradius ca. 27. Größe: 189cm Gewicht: 90kg. Reproduktive Blutgruppe: AB Rhesusfaktor Negativ. Hey, damit hattest du die gleiche seltene Blutgruppe wie ich. Zu Schade, dass du nicht mehr wirklich lebendig bist. Aber ein bisschen fett bist du ja schon für deine Größe. Sollten mal deine Plasmazufuhr regulieren, nicht dass du noch einen extra Sitz im Flugzeug brauchst.“

„Schnüffelst du gerne im Leben anderer?“, fragt er mich, und ich kann nur müde lächeln.

„Leben? Dazu müsstest du leben. Tust du aber nicht wirklich. Dein Körper funktioniert nur, weil wir dich mit allem versorgen.“